

Raus mit der Sprache!

Blockaden hinter sich lassen, ausprobieren, was alles geht: Zu Besuch bei den Jugendlichen im „Stotterchamp“ in der Schweiz / Von Anita Ruffer

Es sieht aus, als würden hier Gaukler und fahrendes Volk campieren: bunte Zirkuswagen, flatternde Fahnen im Wind, sattes Grün unter Apfelbäumen am Waldrand auf einer Anhöhe bei Tägerwil in der Schweiz. Über der lieblichen thurgauischen Landschaft mit Konstanz in der Ferne und einem Zipfel Bodensee wölbt sich ein sommerlich blauer Himmel mit heiteren Wolkengebilden, die immer neue Kunststücke zu vollführen scheinen. Eine Welt, die dazu einlädt, die eigenen Begrenzungen und Blockaden hinter sich zu lassen, Neues auszuprobieren, auszuloten, was alles geht.

Alena zum Beispiel war am Morgen schon mit zwei anderen im Dorf unten zum Eisessen. Na und? Das soll ein Kunststück sein? Für die hübsche Dreizehnjährige schon. Nicht das Essen natürlich. Aber das Bestellen! Gaanz langsam und rhythmisch hat sie ihren Satz rausgebracht: „Ich häätte geerne ein Jooghurteis im Beecher!“ Sie hat es geschafft, ohne einmal hängen zu bleiben. „Ich sto-stottere schon immer“, erklärt sie ihrem Gegenüber selbstbewusst, ohne ein einziges Mal den Blick abzuwenden.

Mit elf anderen Jugendlichen zwischen 11 und 18 Jahren aus Deutschland und der Schweiz hat sie sich eine Woche lang in den vom Circus Knie ausrangierten und für Schulklassen und Jugendgruppen hergerichteten Waggonen einquartiert zum Stotterchamp. Das „ch“ ist kein Druckfehler, sondern eine beabsichtigte Vieldeutigkeit. Nicht nur als Anspielung auf den Veranstaltungsort in der Schweiz. Die Jugendlichen sollen sich nach dieser Woche voller neuer Erfahrungen als Champions fühlen können statt als Loser, zu denen sie häufig abgestempelt werden. Damit das gelingt, werden sie begleitet von jeweils einem oder einer Studierenden, die jedem als Patin und feste Bezugsperson zur Seite steht. Mit dabei sind auch vier Dozenten der Hochschule für Heilpädagogik Zürich (HfH) und der Freiburger Medizinischen Akademie/Schule für Logopädie. Beide Einrichtungen gemeinsam bieten das Camp schon im elften Jahr an.

Vivika aus Regensburg bringt die Idee, die dahintersteht, auf den Punkt: „Ich wünsche mir, hier Freunde zu finden, die das gleiche Problem haben wie ich.“ Es dauert, bis der lange Satz raus ist. Die Spannung im Körper der Zwölfjährigen ist unübersehbar: Die Arme nach hinten verschränkt, der Kopf vorgebeugt, der Blick gesenkt. „Stottern ist immer der Versuch, nicht zu stottern“, zitiert Campleiter Wolfgang Braun von der HfH in Zürich den berühmten Satz eines Kollegen.

Ein Baumhaus bauen und dabei das Sprechen üben

An Vivika ist zu beobachten, wie anstrengend das sein muss. Immerhin – sie traut sich, mit einer wildfremden Person zu reden. Gerade eben hat sie noch ganz entspannt im Wald auf einem Holzstamm gesessen und die Sprossen einer Leiter angengelt für das Baumhaus, das eine Gruppe von Jugendlichen mit ihren Paten unter Leitung von HfH-Dozent Jürgen Kohler während der Woche zusammen baut: „ein erlebnispädagogischer Klassiker“. Schon von weitem ist das Sägen und Hämmern zu hören. „Manche hatten noch nie einen Hammer oder eine Säge in der Hand“, weiß der Logopäde und Psychologe. Vivika ist ganz stolz, dass ihre Leiter trägt. Kämen die Erfolge beim Sprechen doch auch so schnell!

Gregor aus der Nähe von Offenburg klettert als Erster hinauf. Mit den anderen diskutiert er, wo die nächste Latte für die Außenwand angebunden werden soll. „Gregor, ka-kannst du mir mal das Sackmesser holen?“, tönt es von unten. Gemeinsam ein Baumhaus bauen ohne zu sprechen, das geht nicht. Diskret fügt die Therapie sich ein in das alltägliche Miteinander. „Stottern ist o.k.“ war die Lektion des ersten Tages, die alle gelernt haben. Auf einem lila Armband, das alle am Handgelenk tragen, steht sie geschrieben. Für Alena war es deshalb ganz leicht, sich in der großen Runde am Abend als Erste zu Wort zu melden und von sich zu erzählen, egal wie oft sie zu einem Satz ansetzen musste.

„Ich kann auch anders“, heißt das Motto, das über dem zweiten Tag steht: Die eigenen Symptome erkennen. Wahrnehmen, wo der Körper sich verkrampt, wenn man raus will mit der Sprache. Langsames Sprechen, Dehnen der Wörter, weiches Stottern ausprobieren, statt die Silben in abgehacktem, hartem Stakkato mit Gewalt durch die blockierten Stimmbänder pressen zu wollen. Gregor ist denn



Endlich fällt sie ab, die Anspannung.

auch im Gespräch die Ruhe selbst: „Ich habe meine Sprechweise total geändert“, sagt er langsam und flüssig. Anscheinend macht er schnell Fortschritte. „Früher hätte ich bei so einem Anlass definitiv gestottert.“ Dabei sind sogar öffentliche Auftritte dem Realchüler nicht fremd. Nur lässt er da – gemeinsam mit seinem Vater – seine Instrumente sprechen: Gitarre,

chenau gefahren. Dort haben sie eine kleine Segelyacht bestiegen. Schneider lässt den beziehungsreichen Satz fallen: „Wir sitzen alle in einem Boot.“ Kilian darf als Erster an die Pinne. „Ganz fest strenge ich mich an“, sagt er und meint nicht den Wind, denn auf dem Gnadensee weht nur eine sanfte Brise. Kilian konzentriert sich auf das Kommando. Wie so oft in der Schule hat er „Angst, dass es nicht so rauskommt, wie ich will.“ Dann ertönt es etwas verdrückt, aber fehlerfrei auf Schwyzerdütsch: „Klar zur Wende!“ „Klar“ kommt es wie ein Echo von den anderen, und das Segel schwenkt kurz vorm Allensbacher Ufer nach Steuerbord.

„Ich hoffe, dass ich keinen Fehler mache“, sagt Luca, als er das Ruder übernimmt. Im gerade zu Ende gegangenen Schuljahr an der Kantonschule, die in Deutschland Gymnasium heißen würde, haben „sich viele über mich lustig gemacht“. Nicht nur sein Stottern nachgeäfft haben sie. Auch „schlimme Schimpfwörter, die man lieber nicht schreiben sollte“, haben sie ihm an den Kopf geworfen. Nach den Sommerferien wechselt er auf die Sekundarschule, was einer Realschule entspricht. Er gäbe was drum, wenn die Hänseleien aufhörten. „Ich will nicht mehr stottern“, sagt er und setzt seine ganze Hoffnung auf das Camp. Statt zu reden, hat er sich zwei Seilenden gegriffen und übt hochkonzentriert und mit einer Engelsgeduld Knoten nach den Anleitungen auf einem Merkblatt. In kürzester Zeit hat er einen perfekten Webleinstek zustande gebracht. „Du bist ein richtiges Talent!“, lobt Wolfgang

Schreiber, dem die Segelyacht gehört. Der 63-jährige Skipper hat ein Herz für die Jugendlichen. Und er hat erlebt, was Sprachtherapie ausrichten kann: Nach einer Hirnblutung musste seine Lebensgefährtin mühsam das Sprechen wieder erlernen. Er ist den Therapeuten dankbar, dass es geklappt hat, und stellt dem Stotterchamp kostenlos an den Vormittagen sein Boot zum Segeln einschließlich persönlicher Begleitung zur Verfügung.

Ein „Schatzkästlein“ an Anregungen, Methoden und Impulsen wollen die Veranstalter den Jugendlichen in dieser Woche bieten. Statt rein mechanistischer Sprechübungen sind Angebote für Körper, Geist und Seele dabei. Susanne Amft zum Beispiel, Professorin an der Hochschule für Heilpädagogik Zürich, glaubt an die heilsame Wirkung der Psychomotorik: Entspannungsübungen zu sanfter Musik auf der Wiese unterm Apfelbaum machen auch entspannter beim Sprechen. Anschließend die gegenteilige Übung: Luca spannt die Gesichtsmuskeln an, streckt die Zunge raus, fletscht die Zähne. Um seine Patin herumerschleichend, schneidet er Grimassen und schleudert ihr dabei seinen Namen entgegen. Der Spaß ist groß, die Angst vor Lächerlichkeit klein. Auch beim Küchenteam, wenn es am Abend in der Pose von Fernseh-Starköchen das Menü präsentiert: „Sto-Stotterspaghetti mit Bolognese-Sauce!“

Alena wird viele Kostbarkeiten in ihrem Schatzkästlein gesammelt haben, wenn sie am Ende der Woche nach Hause fährt. Angst hat sie keine. Beim Schultheater hat sie sogar schon mal in einer Hauptrolle auf der Bühne gestanden. Von ihren Freundinnen fühlt sie sich wohlwollend unterstützt. Nur die Fürsorge ihrer Eltern geht ihr manchmal „auf die Nerven“. Das Stottern gehört zu mir“, sagt sie. „Ich möchte selber herausfinden, was mir gut tut. Es sollen nicht andere bestimmen, was ich machen muss.“



Klar zur Wende: Campbesucher mit Betreuer FOTOS: ANITA RUFFER

Bass, Mandoline, Mundharmonika. Im Variieren ist der junge Mann geübt.

Kilian, der 15-Jährige mit der Zahnsperre, hat es da offensichtlich schwerer. Mit Luca, Jarod und Karl Schneider, dem Leiter der Freiburger Logopädieschule und einem der Gründerväter des Stottercamp, ist er von Tägerwil zum Yachthafen auf der Insel Rei-

HINTERGRUND

Die meisten jungen Stotterer fühlen sich gemobbt

Rund 800 000 Erwachsene in Deutschland stottern. Nach Schätzungen von Fachleuten macht jedes zehnte Kind mal eine Phase unterschiedlich ausgeprägten Stotterns durch. Bei den meisten gibt sich das aber von selbst wieder. Nur bei einem Zehntel wird das Stottern chronisch. Betroffen sind in der Mehrzahl Jungen. Auf ein Mädchen kommen vier stotternde Knaben. Dass beim Stottercamp in Tägerwil nur zwei Mädchen unter den zwölf Teilnehmenden sind, ist deshalb kein Zufall, sondern ein realistisches Abbild der gesellschaftlichen Verteilung. Eine wissenschaftlich abgesicherte Erklärung dafür gibt es nicht. Fachleute führen es aber darauf zurück, dass die Hirnreifungsprozesse bei Mädchen schneller ablaufen

und sie sprachtalentierter sind. „Das Sprachsystem bei Jungen ist störanfälliger“, sagt Campleiter Wolfgang Braun.

Früher wurde die Ursache für das Stottern in besonderen psychischen Belastungen gesucht. Davon sind die Experten abgekommen. „Heute gehen wir von einer hirnnorganischen Disposition aus“, erklärt Logopädieschulleiter Karl Schneider. Aber nicht alle Menschen mit dieser Disposition fangen auch an zu stottern. Es müssen auslösende Faktoren hinzukommen.

Die Fachwelt beruft sich auf die Theorie des amerikanischen Therapeuten Woodruff Starkweather, wonach Kinder dann anfangen zu stottern, wenn ihre physiologischen, kognitiven und emotionalen Kapazitäten beim Sprechen den Anforderungen des Umfeldes nicht gewachsen sind. Die Kinder fühlen sich überfordert und geraten aus dem Gleichgewicht.

Wenn sich das Umfeld dann noch über sie lustig macht, leidet das Selbstwertgefühl, und es wird erst recht nichts mit dem flüssigen Sprechen. Der Kinder- und Jugendpsychiater Jürgen Bennecken von der Hochschule Merseburg hat herausgefunden, dass 70 Prozent aller stotternden Schülerinnen und Schüler sich in der Schule gemobbt fühlen.

Ziel einer Therapie bei chronischen Stotterern ist nicht unbedingt die vollständige Heilung. Meist bleiben Restsymptome. Aber man kann lernen, sie zu beherrschen. Und ganz normal am gesellschaftlichen Leben teilhaben. *aru*

Weitere Infos zum Stottercamp: Internationale Hochschule für Heilpädagogik Zürich, www.hfh.ch/stottercamp Schule für Logopädie der Medizinischen Akademie Freiburg, www.med-akademie.de